XXV. Jahrgang. Nr. 34. **Montags-Ausgabe.** Montag, den 20. Januar 1896.

Berliner Tageblatt.

Der Zeitgeist Nr. 3

Thomas Huxley †.

Von [Nachdruck verboten.]

Dr. Ths. Achelis (Bremen).

Der einzige Werthmesser für die geistige Bedeutung einer Persönlichkeit besteht darin, wie weit dieselbe in charakteristischer Weise den Typus einer bestimmten Zeit zum Ausdruck bringt, insoweit somit das Individuum der getreue Repräsentant allgemeiner, weltbewegender Ideen ist. So hat man mit Recht den genialen Perikles als den leibhaftigen Vertreter des feinsinnigen athenischen Kunstgeistes, Cäsar als den ebenso adäquaten Vertreter des freilich schon von griechischen Einflüssen berührten Römerthums bezeichnet, u. s. w. — man könnte diese kulturhistorischen Beispiele bis zur Gegenwart häufen bis zum Ueberdruß. Auch unsere Zeit, voll gährender Elemente und scheinbar unversöhnlicher Widersprüche und doch nicht ohne große Zielpunkte, entbehrt nicht dieser führenden Geister, ganz besonders nicht in dem uralten und, man möchte fast sagen, unendlichen Kampfe zwischen Philosophie und Naturwissenschaft. Trotz aller Feindschaft und Gehässigkeit ist nämlich die lebhafte Wechselwirkung dieser beiden wesentlichen Faktoren unserer Bildung eine unleugbare, ja erfreuliche Thatsache; denn sie beweist, daß beide Sphären einander zur Ergänzung bedürfen, und zur harmonischen Abrundung unserer Weltanschauung schlechterdings beide unerläßlich sind. Einer der Männer, der die Bedeutung dieser beiden Wissenschaften auch für unsere geistige Entwickelung mit scharfem Blick erkannte, und der dem zufolge auch allen beiderseitigen Uebergriffen immerfort energisch gegenüber trat, war der berühmte englische, unlängst in London verstorbene Professor Thomas Huxley, dem wohl eine eingehende Betrachtung gebührt.

Huxley wurde geboren am 4. Mai 1825 zu Ealing, einem unscheinbaren Landstädtchen damals, etwa anderthalb Stunden weit von der englischen Metropole, jetzt ein lebhafter Vorort mit dreißigtausend Einwohnern. Obschon der begabte Knabe Neigung und Anlage zum Ingenieur verrieth, wandte er sich doch der Medizin zu und speziell der Physiologie und Anatomie, die er zeitlebens vor anderen Theilen seines Faches bevorzugte. Nachdem er eine bei einer Sektion entstandene Blutvergiftung glücklich überwunden und im Anfang des Jahres 1845 sein Examen rühmlich an der Londoner Universität bestanden hatte, hieß es nun — die häuslichen Mittel waren in der einfachen Lehrerfamilie, der Huxley entstammte, nicht gerade sehr üppig, wie sich denken läßt —, sich eine Stellung in der Welt erobern; deshalb nahm der junge Arzt eine Stelle auf einem Schiffe an (Rattlesnake), auf dem er während vier Jahre von Station zu Station die Südsee befuhr. Unterwegs sammelte er so viel Material zu wissenschaftlichen Arbeiten — ganz besonders interessirten den Forscher die für die Entwickelungslehre so bedeutungsvollen Glashiere, Siuophoren, über die er später eine besondere Schrift veröffentlichte —, daß er verschiedene Abhandlungen an die Royal Society abschickte, ohne freilich je eine Antwort zu erhalten. Erst als er 1850 wieder in London eintraf, fand er einen ganzen Bündel von Abdrücken vor. Nun praktizirte er drei Jahre lang, bis ihm 1854 eine Professur für Pathologie und Naturgeschichte an der Geologischen Inspektion angeboten wurde, die er nach einigen Bedenken auch annahm. Hiermit begann eine auch an äußeren Ehren reiche akademische Laufbahn; eine Reihe von größeren und kleineren Werken — wesentlich naturwissenschaftlichen Inhalts — entstammt derselben, am meisten populär geworden ist wohl die neunbändige Sammlung seiner Essays über Ethik und Entwickelung, in welcher er den Boden für eine soziale Ethik im Gegensatz zu den blos spekulativen Deduktionen des Idealismus vorbereitete, dazu kam noch eine umfangreiche publizistische Thätigkeit in Zeitschriften und endlich die unermüdliche Wirksamkeit in Arbeitervereinen, die er eben sowohl durch die ungemein klare und anschauliche Vortragsweise zu fesseln wußte, wie das auserlesene Auditorium der Fachgenossen, das seinen Ausführungen nicht minder andächtig lauschte. Was der Persönlichkeit aber einen besonderen Reiz verleiht, ist die vornehme Ruhe und Haltung, die ihn nie, selbst in der schärfsten Polemik, im Stiche ließ, die unbestechliche Rüchternheit des Urtheils, die bei aller subjektiven Gefühlswärme und Ueberzeugungstreue nie im Kampf zu sittlich verdächtigenden Mitteln, wie sie ja leider jetzt so vielfach gebräuchlich sind, griff: Sein Sarkasmus blieb jederzeit rein sachlich, deshalb fehlte ihm, wonach so Viele streben, die persönliche Pointe.

Naturwissenschaft und Erkenntnißlehre, das waren die beiden Pole, um die sich das Denken Huxleys drehte, nicht freilich die systematische Naturbeschreibung früherer Zeiten, die mit unermüdlicher Geduld die verschiedenen Fächer des großen Lehrgebäudes ordnete, sondern die großartige Entwickelungslehre, wie sie der geniale Zeitgenosse des Verstorbenen, Charles Darwin, aufgestellt und begründet hatte. Daß unsere ganze Weltanschauung in der That durch die riesenhaften Fortschritte der modernen Naturforschung beherrscht ist, müssen auch die ausgesprochenen Verächter derselben zugeben, wenn sie auch meist den Vorbehalt machen, daß dadurch nur eine Reihe rein praktischer Veränderungen und Verbesserungen eingeführt sei; während die eigentliche Erkenntniß dabei mehr oder minder leer ausgehe. Dieses Vorurtheil zu widerlegen, konnte Huxley nicht gerade schwer fallen. In einer Rede, die der Verbesserung des naturwissenschaftlichen Unterrichts gewidmet ist, heißt es unter anderem: „Haben der Anatom oder der Physiologe oder der Arzt, deren Geschäft es gewesen ist, sich dem überaus praktischen Zwecke der Erleichterung der menschlichen Leiden beharrlich zu widmen, — haben sie es vermocht, ihren Blick auf das rein Praktische zu beschränken? Ich fürchte, sie sind vor allen die schlimmsten Sünder; denn wenn der Astronom uns die unendliche Größe des Raumes und die ewige Dauer des Weltalls gezeigt hat, wenn die Physiker und die Chemiker die unendliche Kleinheit seiner dasselbe bildenden Theilchen und die Ewigkeit von Stoff und Kraft uns dargethan haben, und wenn Beide in gleicher Weise die Allgemeinheit einer bestimmten und bestimmbaren Ordnung und Aufeinanderfolge der Erscheinungen verkündet haben, so haben die Arbeiter auf dem Gebiete der Biologie nicht allein dies alles angenommen, sondern auch selbst noch Ueberraschenderes hinzugefügt. Wenn die Astronomen entdeckten, daß die Erde nicht das Centrum des Weltalls, sondern ein excentrischer Punkt sei, so haben die Biologen gefunden, daß der Mensch nicht das Centrum der lebenden Welt, sondern nur eine unter den unendlichen Formen des Lebens sei, und wie der Astronom beobachtet, daß gleichsam die Marke einer endlos langen Zeit den Einrichtungen des Sonnensystems angeheftet ist, so findet der Exforscher des Lebens die Spuren alter Daseinsformen, welche die Welt vor unendlich langen Zeiten — verglichen mit menschlicher Erfahrung — bevölkerten. Sodann findet der Physiologe, daß das Leben in seiner Aeußerung, wie jede physische oder chemische Erscheinung, von besonderen molekularen Vorgängen abhängt, und wohin immer er seine Forschungen ausdehnen mag, da enthüllt sich feste Ordnung und unveränderlicher ursächlicher Zusammenhang so klar wie in jedem anderen Theile der Natur. Auch kann ich nicht finden, daß irgend ein anderes Schicksal dem Kern der Religion zu Theil geworden wäre. Entstanden gleich allen anderen Arten des Wissens aus der Reaktion des menschlichen Geistes gegen das, was nicht der Menschengeist ist, hat er die intellektuellen Hüllen des Fetischismus oder des Polytheismus, des Theismus oder des Atheismus, des Aberglaubens oder des Rationalismus angezogen. Wenn sich die Religion der Gegenwart unterscheidet von der der Vergangenheit, so thut sie es deshalb, weil die heutige Theologie wissenschaftlicher geworden ist als die frühere, weil sie nicht nur die Götzenbilder von Holz und Stein verworfen hat, sondern einzusehen anfängt, daß es nöthig ist, auch die aus früheren Ueberlieferungen und seinen kirchlichen Spinngeweben zusammengesetzten Götzenbilder in Stücke zu zerbrechen und die edelsten und menschlichsten Gemüthserregungen in dem rein innerlichen und wortlosen Gottesdienst an dem Altar des Unbekannten und Unkennbaren zu bethätigen. Das sind einige der neuen Vorstellungen, welche durch die Verbesserung der Naturwissenschaft in unseren Geist gepflanzt sind." Huxley hat diesen Gedanken durch einen seiner drastischen Einfälle veranschaulicht, die er bei allgemeinen Deduktionen gern sich gestattete. Ich nehme an, so leitet er seine Phantasie ein, daß vor fünfzehnhundert Jahren das Kind jedes wohlsituirten römischen Bürgers ganz dieselben Dinge lernte (nämlich wie unsere Elementarschüler): Lesen und Schreiben in seiner eigenen und vielleicht in der griechischen Sprache, die Elemente der Mathematik und die zu seiner Zeit herrschende Religion, Moralität, Geschichte und Geographie. Weiter aber glaube ich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß, wenn solch ein christlicher Römerknabe nach Beendigung seiner Erziehung in eine unserer öffentlichen Schulen verpflanzt werden und ihren Unterrichtskursus durchmachen könnte, er nicht auf eine einzige ihm ganz fremde Gedankenreihe stoßen würde; inmitten all der neuen Thatsachen, die er zu lernen hätte, würde nicht eine von ihm eine Weltanschauungsweise fordern, welche von der zu seiner Zeit gängigen Weltanschauung verschieden wäre. Und doch ist sicherlich ein großer Unterschied zwischen der Civilisation des vierten und der des neunzehnten Jahrhunderts, und noch mehr zwischen den geistigen Gewohnheiten und der Gedankenfärbung von damals und heute. Wodurch aber ist dieser Unterschied entstanden? Ich antworte kühn: Durch die wunderbare Entwicklung der Naturwissenschaften in den letzten zwei Jahrhunderten. Die moderne Civilisation beruht auf der Naturwissenschaft. Man nehme hinweg, was diese unserem Lande gegeben hat, und unsere Stellung unter den tonangebenden Nationen ist vernichtet; denn es ist allein die Naturwissenschaft, welche der Intelligenz und der moralischen Kraft den Sieg verleiht über die rohe Gewalt. Das ganze moderne Denken ist naturwissenschaftlich gefärbt; die Naturwissenschaft hat sich in die Werke unserer besten Dichter Eingang verschafft, und selbst der größte Büchermensch, welcher mit reiner Unwissenheit in Naturwissenschaften und mit der Verachtung kokettirt, ist unbewußt von ihrem Geist durchdrungen und verdankt ihr seine besten Erzeugnisse. Ich glaube, daß sie es ist, die jetzt die größte geistige Umwälzung herbeiführt, welche die Menschheit je erlebt hat. Sie belehrt die Welt, daß das oberste Tribunal Beobachtung und Experiment, aber nicht Autorität ist, sie lehrt den Werth des wissenschaftlichen Beweises schätzen, sie erzeugt einen festen und lebendigen Glauben an das Dasein unveränderlicher moralischer und physischer Gesetze, denen sich gehorsam zu unterwerfen das höchstmögliche Ziel eines intelligenten Wesens ist. In der That ist gerade die hier angedeutete Beziehung, nämlich die Beseitigung jedes Dogmas in der Wissenschaft, die Sanktionirung geradezu eines Zweifels am jeder Behauptung, so lange dieselbe nicht streng bewiesen ist. — Descartes berühmte Abhandlung, die den Zweifel heilig sprach, hat Huxley zum Gegenstand einer eingehenden Betrachtung gemacht — jene

Südfranzösische Plaudereien.

Von [Nachdruck verboten.]

K. E.

Sommerlage in Südfrankreich! Heißer Gedanke! Dennoch erschien mir der Vorschlag meines Bruders, meinen kurzen ersten Urlaub mit ihm in diesem Wunderlande zuzubringen, gar zu verlockend. Da ich viel von Spionageaffären gehört hatte, ging ich vor der Abreise zu Herbette und erbat eine Empfehlung. Der Botschafter empfing mich in seinem mit wundervollen Gobelins ausgestatteten Salon sehr artig, meinte aber, die Sache sei nicht so schlimm; übrigens würden in Deutschland gerade so viel Spione gerochen wie in Frankreich: „C'est une maladie commune!" — Er gab mir seine Visitenkarte mit einigen freundlichen Notizen. Wir haben sie nie gebraucht, sind vielmehr von Beamten und Nichtbeamten stets auf das Liebenswürdigste behandelt worden.

Am 13. Juli Abends segelten wir im Schlafkupee, wo wir internationale Schnarchstudien machten, gen Köln, dann Morgens durch das von Klerikalismus, Fabrikrauch und Tunnels schwarze Belgien. In Pépinster war's fast pechfinster. Ein jugendlicher Ganymed bot uns dort Frühstück an: „Wollen Sie etwas fresse?" Vergnügt, aber verständnißlos grinste er, als unser Kupeegenosse ihm zurief: „Bengel, ich hau Dir eine runter..."

In Paris war Nationalfeiertag. Eine unabsehbare, aber auffallend ruhige Menschenmenge drängte sich auf den Boulevards. Zu herrlichem Lichterglanz erstrahlte die Place de la concorde; bengalische Flammen und die Scheinwerfer auf dem Eiffelthurm beleuchteten die Seinequais, die sich im Strome spiegelten, — ein wundervolles Bild.

Am 15. „Rapid" nach Bordeaux, zu Sieben in einem Kupee „erster" Klasse ohne jede Bequemlichkeit. Ein Platz in einem Nebenkupee mit Waschtoilette — statt Wassers eine schreckliche rostfarbene Brühe, auf die Pindar sein ὕδατον μὲν ἄριστον schwerlich angewendet haben würde, — sollte 20 Francs mehr kosten: „C'est un coupé de luxe," sagte der Schaffner, und es ließ ihn ganz kalt, als ich meinte, anderwärts würde Händewaschen nicht als Luxus angesehen. Für einen Platz in einem „Abtheil" mit weiteren Bequemlichkeiten wurden 32 Francs Zuschlag gefordert. Und da schimpft man bei uns über die 2 Mark bei den viel besser ausgestatteten Harmonikazügen! In Paris ist nur einmal im Jahre grand prix; auf den Bahnen scheinen die grand prix ständig zu sein. — Der Zug tremolirte wie eine italienische Sängerin, so daß man nicht lesen konnte. Glücklicherweise gab's nette Gesellschaft: ein Spanier, der furchtbar auf seine Regierung schimpfte, ein Kubaner, der den Feldzug von 1868 mitgemacht hatte, zwei in Frankreich ansässige Mexikaner, ein junger Weinreisender „Vermouthier", gleichzeitig uniformirter Angehöriger einer christlich-sozialen Brüderschaft und so das geistige und das geistliche Element harmonisch in sich vereinigend — Alles in lustigem Geplauder.

Die Gegend bot wenig; selbst der berühmte „Garten Frankreichs" bei Blois war landschaftlich nicht hervorragend, prächtig dagegen der Schlußblick auf das malerisch am Garonneufer aufgebaute Bordeaux. Außer der stolzen Kathedrale und anderen Prachtbauten besahen wir dort die südfranzösische Industrieausstellung mit sehr feinen Quincailleries („Kinkerlitchen"); nett war auch ein anamitisches Dorf, in welchem diese Frankreich so theuer gewordenen Hinterinder bei verschiedenen Hantirungen gezeigt wurden, — mäßig die „Wunder der Sahara" — Jüdinnen aus der Gegend von Biskra, die Tänze, theils mit der Border-, theils mit der Rückseite ihres Körpers wackelnd, ausführten. Die Grazien waren bei der Gebnrt dieser Geschöpfe offenbar dienstlich verhindert.

Bei Bordeaux denkt man zuerst an den Rothspohn; aber welche Enttäuschung! Die Weinberge sind von der Stadt nicht sichtbar. Und der Wein? der gewöhnliche Gratis-Rothe schmeckt ganz gut, ist aber meist fuchsinirt, unbekömmlich, mit Recht als Château Leibwoh bezeichnet, der Weißwein säuerlich, dem Grünederger Schattenseite ähnlich. Will man etwas Besseres trinken, so sieht man, daß die Weinkarten vom Standpunkte der Abschreckungstheorie redigirt sind, fast nichts unter sechs Francs.

Der in Geschmacksachen wohlerfahrene „Gaulois" meint, neben dem Eiskaffee sei das feinste Erfrischungsgetränk jetzt das Bier. Das Bier! In kleinen Gläsern von zwei bis drei Decilitern wird eine schauderhafte braune Flüssigkeit verzapft, gegen die Patzenhofer das reine Löwenbräu ist. Gambrinus würde sich im Grabe umdrehen, wenn er das Zeug trinken müßte.

Im Essen dagegen marschirt auch dieses Südland wie das übrige Frankreich an der Spitze der Civilisation. Seltsam berührt allerdings hierbei wie anderwärts die mit der politischen Anglophobie stark kontrastirende Sucht, alles Mögliche zu verengländern. Statt der sanften moutarde erscheint der gaumenbeißende Colemans mustard, — statt des zierlichen in der Pfanne gebratenen, mit Papiermanschette versehenen cotelette de mouton das fettleistenbehaftete, außen hartgeröstete, innen blutende mutton chop. Im Ganzen aber wird man nirgends, weder in der Schweiz, noch in Italien, von Tirol ganz zu geschweigen, so verpflegt wie auf gallischem Boden, und zwar keineswegs blos in großen Städten und Badeorten, sondern ganz ebenso auch in einsamen Bergwirthshäusern. Man lebt hier wirklich wie Gott in Frankreich.

Aber weiter! Am 16. südwärts über Bayonne und den Adour — woher mag das nette Fischchen diesen muskalischen Namen haben? — dann westwärts herrliche Fahrt mit Blicken auf die Pyrenäen und die Buchten des Ozeans, des „mächtigen Ungeheuers". Wir überschritten die spanische Grenze und die Bidassoa. Hier, auf der Fasaneninsel, unfern der heutigen Eisenbahnbrücke, wurde 1659 der Pyrenäenfriede zwischen Frankreich und Spanien geschlossen. Aber was mag es für eine Bewandtniß haben mit dem Uhlandschen wunderlichen Heiligen „altesgrau", der auf der Bidassoabrücke stehend „links die französischen Berge segnet, rechts den spanischen Gau"? Jetzt wird dort mehr geflucht als gesegnet. — Um Mittag erreichten wir das malerische Irun, die Heimath von Dellingers „Don Cesar". („Komm nun herab, o Madonna Theresa!") Was mir — außer der gänzlichen Unkenntniß des Französischen auf Seiten der Bahnbeamten — hier besonders spanisch vorkam, war die Zollrevision.

Jedes Stück faßten die Leute mit ihren nur mäßig sauberen, knoblauchduftenden Fingern an; am verdächtigsten schienen ihnen reine Oberhemden zu sein. Diese Ceremonie wiederholte sich

Frucht naturwissenschaftlicher Schulung und Methodik, die letzten Endes auf den entscheidenden Prüfstein alles Denkens, auf die kritisch geläuterte Erfahrung zurückführt. Es kann unter diesen Umständen nicht überraschen, wenn unser Vertreter der freien Wissenschaft mit den zelotischen Dunkelmännern in Kampf gerieth, die auch in England sich der Aufklärung mit aller Macht widersetzten, besonders als die fundamentale Revolution Darwins den Bestand der bisherigen theologischen Schöpfungslehre bedrohte. Die Mythen des Heidenthums, ruft Huxley nicht ohne Bitterkeit aus, sind so todt wie Osiris und Zeus, und wer sie im Gegensatz zu unserer heutigen Wissenschaft wiederbeleben wollte, würde mit Recht ausgelacht werden; die gleichalterigen Phantasien aber, welche unter den ungebildeten Einwohnern Palästinas umliefen und uns von Schriftstellern überliefert sind, deren Namen und Zeitalter, wie jeder Gelehrte zugesteht, unbekannt sind, haben unglücklicherweise jenes Schicksal noch nicht getheilt, sondern werden bis heutigen Tages von neun Zehnteln der civilisirten Welt als höchste Autorität und Kriterion der Richtigkeit wissenschaftlicher Schlußfolgerungen betrachtet in allem, was sich auf den Ursprung der Dinge und also auch der Arten bezieht. In unserem neunzehnten Jahrhundert, wo die Naturwissenschaft aufzudämmern beginnt, ist die Kosmogonie der halbbarbarischen Hebräer der Alp für die Philosophen und die Schmach für die Orthodoxen. Wer kann die geduldigen und ernsten Wahrheitssucher von Galileis Zeit an bis heute zählen, deren Leben verbittert und deren guter Name geschändet ist von dem gierigen Eifer der Bibelanbeter? Es ist wahr, daß, wenn die Forscher gelitten haben, sie großartig gerächt sind. Niedergestreckte Theologen liegen um die Wiege einer jeden Wissenschaft herum, wie die erdrosselten Schlangen an der Wiege des Herkules, und die Geschichte berichtet, daß jedesmal, wo Wissenschaft und Orthodoxie sich im ehrlichen Kampf gegenüberstanden, die letztere gezwungen wurde, sich aus den Schranken zurückzuziehen, blutend und gebrochen, wenn nicht vernichtet, mit Wunden bedeckt, wenn nicht erschlagen. Aber die Orthodoxie ist der Bourbon der Gedankenwelt; sie lernt nicht und kann nicht vergessen, und wenn sie gegenwärtig auch verwirrt und erschrocken sich zurückzieht, so besteht sie doch noch ebenso sehr wie je zuvor darauf, daß das erste Kapitel der Genesis den Anfang und das Ende aller sicheren Wissenschaften enthalte, und noch immer strengt sie sich an, mit den winzigen Donnerkeilen, die ihre halb gelähmten Hände zu schwingen vermögen, diejenigen heimzusuchen, welche sich weigern, die Natur auf die Stufe des ursprünglichen Judenthums zu degradiren.

Dieser Kampf mit einer fanatischen und ihre wahre Aufgabe völlig verkennenden Hierarchie brach, wie man sich denken kann, ganz besonders heftig aus, als Darwins berühmte Schriften ihren Siegeslauf durch die europäische Civilisation antraten. Es war um die Zeit, als Cuviers übermächtige Autorität alle Anläufe Lamarcks und anderer skeptischer Forscher zu Boden drückte, als eine gewitterschwüle Luft die Atmosphäre erfüllte, die durch den zündenden Blitzstrahl des britischen Reformators zur Explosion gebracht wurde. Diesen auf die Dauer unerträglichen Zustand der Dinge schildert unser Gewährsmann ganz anschaulich in folgenden Worten: Da in den Geistern der Naturforscher ein allgemeiner Gährstoff vorhanden war, so konnte es nicht wundern, daß sie am 1. Juli des Jahres 1858 sich in hellen Haufen in den Räumen der Linnean Society zusammenfanden, begierig, zwei Aufsätze zu hören, deren Verfasser an den entgegengesetzten Enden des Erdballs lebten, die ihre Ergebnisse unabhängig von einander ausgearbeitet hatten und doch vorgaben, eine und dieselbe Lösung all der mit der Artenfrage verknüpften Probleme gefunden zu haben. Der eine dieser Autoren war ein trefflicher Naturforscher, Wallace, der sich einige Jahre damit beschäftigt hatte, die Erzeugnisse der Inseln des indischen Archipelagus zu studiren, und eine seine Ansichten enthaltende Schrift an Darwin zur Mittheilung an die Linneische Gesellschaft übersandt hatte. Als Darwin diese Abhandlung durchlas, war er nicht wenig erstaunt, daß sie einige der leitenden Ideen eines großen Werkes enthielt, an welchem er bereits seit zwanzig Jahren arbeitete. Das Uebrige ist bekannt und bedarf keiner ausführlichen Darlegung, nur wollen wir noch die Stellung, die Huxley persönlich zu der Entwickelungslehre einnahm, kurz beleuchten. Indem er der Nüchternheit und dem Scharfsinn des großen Reformators die gebührende Anerkennung nicht vorenthalt und ganz besonders seine experimentelle Beweisführung in helles Licht setzt, kann er doch nach gründlicher Prüfung aller in Betracht kommenden Umstände nicht umhin, in dem „Ursprung der Arten" eine wenn auch äußerst wahrscheinliche Hypothese zu sehen — wenigstens vorläufig. Ist es wirklich hinreichend bewiesen, so fragt er vorsichtig, daß Spezies durch Zuchtwahl entstehen können, daß es eine natürliche Zuchtwahl giebt, daß keine der an den Spezies auftretenden Erscheinungen mit diesem Ursprung der Spezies unverträglich ist? Können diese Fragen mit Ja beantwortet werden, so treten Darwins Ansichten aus den Reihen der Hypothesen in die der bewiesenen Theorien über; aber so lange die Beweise gegenwärtig dieses Ja noch nicht unumwunden ergeben, so lange muß die neue Lehre sich noch damit begnügen, in den Reihen der ersteren zu bleiben, — eine außerordentlich werthvolle und im höchsten Grade wahrscheinliche Lehre, in der That die einzige bekannte Hypothese, die im wissenschaftlichen Sinne etwas werth ist, aber doch noch eine Hypothese und noch nicht die Theorie der Spezies. Nach langer Ueberlegung und sicherlich ohne Abneigung gegen Darwins Ansichten ist es meine feste Ueberzeugung, daß bei der jetzigen Gestalt der Beweise es nicht absolut bewiesen ist, daß eine Thiergruppe mit all den Charakteren einer natürlichen Spezies jemals durch Zuchtwahl, sei es künstliche oder natürliche, entstanden ist. Was endlich das Problem der Zweckmäßigkeit anlangt, so glaubt unser Kritiker, daß der Darwinismus die Teleologie völlig beseitigt hätte, — sofern man dieselbe nach der naiven anthropocentrischen Art der Aufklärung im vorigen Jahrhundert auffaßt, trifft das unseres Erachtens zu. Ob aber ganz allgemein dies Prinzip für die Anpassung und die Leistungen der höheren Lebewesen zu entbehren ist, erscheint uns doch mit Wundt und anderen Forschern recht fraglich.

Daß ein Mann wie Huxley, auf der Höhe der naturwissenschaftlichen Erkenntniß stehend und begabt mit einem scharfen, psychologischen Blick, darauf dringen mußte, die Elemente und Ideen dieser Weltanschauung in den Bereich des modernen Unterrichtes aufzunehmen, liegt auf der Hand. Nicht so sehr der Werth der naturwissenschaftlichen Schulung aus praktischen Gründen lag ihm am Herzen, sondern die Erweiterung des geistigen Horizontes, die er damit verknüpft sah, der Erwerb eines gesicherten Wissens, einer klaren Anschauung und zugleich die Schärfung des Denkens. Als Examinator von jungen strebsamen Leuten, die über ihren eigentlichen Berufsstand hinaus sich in dem weiten Gebiet der modernen Naturwissenschaft orientiren wollten, hatte er vielfach Gelegenheit, gleichsam experimentelle Beobachtungen über den tiefgreifenden pädagogischen Nutzen dieser Studien anzustellen. Vor allen Dingen bedarf es gegenüber der systematischen Ertödtung des eigenen Urtheils zunächst eines möglichst weiten Spielraums zur Entwickelung persönlicher geistiger Thätigkeit, in erster Linie an der Hand der Anschauung und der damit geweckten Kritik. Denn, wie unser Vorkämpfer für eine freisinnige Erziehung launig bemerkt, das Argument, daß hierbei auf die Dummheit des Durchschnittsknaben zu wenig Rücksicht genommen werde, ist nicht stichhaltig. Nach meiner Ansicht fit, non nascitur, diese Dummheit in neun Fällen unter zehn und wird durch einen langen Prozeß der Unterdrückung der natürlichen intellektuellen Gelüste von Seiten der Eltern und Lehrer erst entwickelt, welche Unterdrückung von einem fortdauernden Versuch begleitet wird, künstliche Gelüste nach Speise zu erzeugen, die nicht allein ohne Geschmack, sondern auch der Hauptsache nach unverdaulich ist. In unseren Zeiten scheint mir der Unterrichtsbaum seine Wurzeln in der Luft, seine Blätter und Blüthen in der Erde zu haben, und ich bekenne, ich würde ihn sehr gern umkehren, so daß seine Wurzeln dauerhaft in den Thatsachen der Natur eingebettet wären und daraus gesunde Nahrung für die Blätter und Früchte der Literatur und Kunst zögen. Kein Unterrichtssystem kann auf Dauer Anspruch machen, wenn es nicht die Wahrheit anerkennt, daß die Erziehung zwei große Zwecke verfolgt, denen alles andere sich unterordnen muß: Der eine ist die Vermehrung des Wissens, der andere die Entwickelung der Liebe zum Guten und des Hasses gegen das Schlechte. Durch Klugheit und Rechtschaffenheit kann eine Nation würdig ihren Weg gehen, die Schönheit wird beiden auf dem Fuße folgen, auch wenn sie nicht besonders eingeladen ist. Dagegen giebt es vielleicht keinen Anblick in der ganzen Welt, der trauriger und empörender wäre als der von Menschen, die ganz und gar nichts anderes kennen, als was Andere geschrieben haben, die anscheinend leer sind von moralischem Glauben und Benehmen, aber einen so scharfen Sinn für Schönheit und eine so gebildete Ausdrucksweise haben, daß ihre die Sinne reizende Katzenmusik fast für Sphärenmusik gehalten werden könnte. Gegenwärtig ist der Unterricht beinahe ganz der Pflege der Ausdrucksweise und des Sinnes für literarische Schönheit gewidmet. Daß man auch wirklich etwas Thatsächliches zu sagen habe außer dem Ragout von Anderer Schmaus, oder daß man irgend ein Kriterium der Schönheit besitze, so daß man zwischen dem Göttlichen und Teuflischen unterscheiden könnte, das wird als bedeutungslos bei Seite gelassen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß, wenn die Naturwissenschaft zum Fundament der Erziehung gemacht würde, statt daß sie sozusagen nur am Gesims des Gebäudes angebracht ist, — daß dieser Zustand der Dinge nicht existiren könnte. Freilich bedarf es geringer Ueberlegung, um zu erkennen, daß in dieser Polemik der weitgehende Einfluß unserer kulturhistorischen und ästhetischen Bildung gegenüber der Bedeutung der sogenannten Realien — vielleicht absichtlich — zu sehr unterschätzt ist.

Alles Wissen bleibt aber todter Ballast, wenn es sich nicht harmonisch zu einer thunlichst umfassenden Weltanschauung abrundet, und diesen Abschluß kann in der That — darüber sind alle unbefangenen Sachverständigen einer Meinung — nur die Philosophie liefern. Es ist deshalb auch wahrlich kein Zufall, wenn die wirklich führenden Geister, speziell auch in unserem Jahrhundert, gerade die empirische Detailforschung mit der Tiefe und Weite philosophischer Erkenntniß zu vereinigen suchten: ich erinnere, um nur die glänzendsten Zierden zu nennen, an Fechner, Lotze, Wundt, Taine, Ribot, Mill und Spencer. Ein bloßer Thatsachenkultus wirkt erstickend und betäubend, und noch weniger hilft der banale Materialismus mit seinen landläufigen Phrasen über diesen Nothstand hinweg. Auch Huxley hält, wie alle schärferen Denker, denselben für einen schweren wissenschaftlichen Irrthum, der übrigens, nach allen Anzeichen zu schließen, seine Rolle bald endgiltig ausgespielt haben dürfte, die ihm vielleicht eine Zeit lang als Reaktion gegen den transcendentalen Idealismus eine gewisse Berechtigung erbringen mochte. Aber unser Kritiker beruhigt sich auch nicht mit den gewöhnlichen Kompromissen, die für eine zahme Logik ausreichen, er weiß, daß Materie, Geist, Stoff und Kraft Abstrakta sind, denen noch kein Philosoph und Naturforscher ins Antlitz geschaut hat. Wenn es wahr ist, so folgert er, daß wir von dem Wesen weder der Materie noch des Geistes jemals etwas wissen können, und daß der Begriff der Nothwendigkeit etwas illegitimerweise in die vollkommen legitime Vorstellung des Gesetzes Eingeschobenes ist, so ist ja die materialistische Behauptung, daß es in der Welt nichts giebt als Stoff, Kraft und Nothwendigkeit, ebenso vollständig unbegründet wie nur irgend ein grundloses theologisches Dogma. Die Grundlehren des Materialismus wie des Spiritualismus und der meisten anderen „ismen" liegen außerhalb der Grenzen philosophischer Forschung, und es ist der große Dienst, welchen David Hume der Menschheit geleistet hat, unwiderleglich gezeigt zu haben, welches diese Grenzen sind. Er schließt einen seiner Essays folgendermaßen: Nehmen wir z. B. irgend ein theologisches oder ein scholastisch-metaphysisches Werk in die Hand, und fragen wir: enthält es irgend eine theoretische Untersuchung über Quantität oder Zahl? Nein. Enthält es irgend eine experimentelle Untersuchung über empirische Thatsachen? Nein. Nun, so werfe man es ins Feuer, denn es kann nur Sophistik und Spiegelfechterei enthalten. Gestatten Sie mir, diesen höchst weisen Rath noch zu bekräftigen. Warum wollen wir uns mit Gegenständen abquälen, von denen wir nichts wissen und nichts wissen können? Wir leben in einer Welt, die voll von Elend und Unwissenheit ist, und es ist die erste Pflicht eines Jeden, zu versuchen, ob er nicht den kleinen Winkel, auf den er Einfluß hat, etwas weniger elend und unwissend machen könne. Sind in der That, wie es an einem anderen Orte heißt, Stoff und Kraft nur Namen für Bewußtseinszustände, so hat sich die sogenannte Undurchdringlichkeit der Materie für den schärferen Blick verflüchtigt, und auch darin liegt ein eklatanter Beweis für die organische und dauerhafte Verbindung der philosophischen und naturwissenschaftlichen Forschung. Man kann in diesem Sinne der Grenzregulirung beistimmen, durch welche der vorurtheilslose Denker den ewigen Streitigkeiten ein Ende machen will, wenn er sagt: „Die Versöhnung der Philosophie und Naturwissenschaft liegt darin, daß man auf beiden Seiten seine Fehler anerkennt: daß die Naturwissenschaft zugiebt, daß alle Naturerscheinungen, wenn wir sie bis in ihre letzten Bestandtheile auflösen, uns nur als Thatsachen des Bewußtseins bekannt sind, — daß die Philosophie eingesteht, daß die Thatsachen des Bewußtseins praktisch nur durch die Methoden und Formeln der Naturwissenschaft zu erklären sind, und schließlich darin, daß sowohl die Philosophen als die Naturforscher Descartes' Maxime beobachten: stimme keinem Satze bei, dessen Inhalt nicht so klar und deutlich ist, daß jeder Zweifel unmöglich ist. Auch für das Gebiet der Ethik hat Huxley diese Perspektive geltend gemacht, indem er einerseits durch eine sorgfältige empirische Untersuchung die soziale Entwickelung des sittlichen Bewußtseins, andererseits durch eine sich an dieses Material anschließende kritische Prüfung die allgemeinen Prinzipien der Ethik bestimmen wollte. Doch hierauf einzugehen, würde uns zu weit führen: es kam uns nur darauf an, in dem Bilde dieses trefflichen Mannes die mächtigen Strömungen unseres geistigen Lebens scharf hervortreten zu lassen. Huxley hat einmal zwei Gruppen geistig hervorragender Forscher aufgestellt, indem er bemerkt: Es giebt Menschen, welche für groß gelten, weil sie dem bereits vorhandenen Charakter ihres Zeitalters Ausdruck verleihen und denselben widerspiegeln, wie er ist. Von der Art war Voltaire, von dem man epigrammatisch sagte: Er hat mehr als irgend Jemand den Geist, den alle Welt hat. Es giebt dagegen andere Menschen, denen deshalb Größe zugeschrieben wird, weil sie das bereits verkörpern, wozu ihr Zeitalter sich in Zukunft erst entwickeln wird. Sie haben den Geist, den zwei oder drei Jahrhunderte

---

eine halbe Stunde später in San Sebastian wegen des dortigen städtischen Oktrois.

San Sebastian ist eine der prächtigst gelegenen Städte Europas. Am schönsten präsentirte sich's vom Mont Igneldo, dem einen der beiden Felsberge, welche die reizvolle Bucht flankiren. Dies Meer mit seiner südlichen Pracht ist ein Märchen, — es schimmert und flimmert, als hätte Poseidon den Pinsel genommen und jede Welle mit einer besonderen Farbe angemalt. Klippen, eine immer malerischer als die andere, springen in den weiten Ozean vor. Vom anderen Felsen grüßt die Festung herüber; um die Bucht herum zieht sich die heitere Stadt mit ihren eleganten Häusern und Villen, und über einen Kranz grüner Hügel schaut die lange Kette der Pyrenäen drein.

Ein köstliches Seebad, Strandbummel zwischen den gluthäugigen, in der Jugend schlanken, im Alter etwas fetten Spanierinnen und den sehr gravitätisch einherstolzirenden Caballeros, Einkäufe in der Stadt, die ein bischen Klein-Paris spielt, — Abends Konzert im glänzend erleuchteten Kurkasino. Als wir am anderen Morgen unser reizendes Hotel Continental verließen, wollte man uns die Koffer in der üblichen Weise bekleben. Wir wehrten uns hiergegen; die Dame des Hauses aber, das Urbild einer lustigen und dabei rastlos thätigen französischen Wirthin, meinte ganz fidel; „Mais il faut faire de la reclame!"

Rückwärts, Don Rodrigo, nach Frankreich! Zuerst gen Biarritz. Dies eleganteste aller Seebäder verdankt seinen Glanz der Kaiserin Eugenie, die dort ein großartiges, jetzt als Hotel benutztes Palais erbaute, — seine Berühmtheit jenen Septembertagen, in denen Bismarck und Napoleon III. dort gemüthlich mit einander verkehrten. Landschaftlich San Sebastian nachstehend, ist Biarritz doch einer der herrlichsten Aufenthalte, die man sich denken kann; das macht nicht blos das glänzende Badeleben, die Fülle der Prachtbauten und Gärten, die Schönheit der malerischen wogenumbrandeten Felspartien, sondern vor allem die seidenweiche, sinnenschmeichelnde und doch so kräftige Luft, das köstliche Destillat, das die Sonne des Südens aus der Salzfluth des Ozeans kocht und mit der Bergatmosphäre der nahen Pyrenäen mischt, — die wunderbarste Delikatesse für Haut und Lungen, die man sich denken kann. Und dazu die wunderbare Pracht des Ozeans — die riesigen Wellen — welche in die enge Bucht von San Sebastian nicht hineinkommen, thürmen sich hier an den Klippen auf und brechen sich dann auf dem flachen Sande. Das Seebad hier ist ein Hochgenuß, trotz des unbequemen Vollkostüms, trotz der neugierigen Kindermädchenschaar, an denen man vorbei, und der kleinen Steine, über die man weg muß. Nach dem Bade genossen wir noch auf mehrstündiger Segelfahrt und langem Klippenspaziergang die Herrlichkeiten des Ozeans.

Ein flottes Gefährt brachte uns nach dem äußerst pittoresken Bayonne mit seiner prächtigen gothischen Kathedrale. Dagegen sahen wir nirgends die berühmten Bayonner Schinken. Eine deutsche Dame, die, von gleicher Wißbegierde wie wir gepackt, in einem großen Geschäft anfragte, erhielt die Antwort: „Chez nous, il y a seulement du jambon de Westphalie!"

Nun mit Bahn ostwärts, dem Hochgebirge zu. An Höhe und Gletscherentwickelung stehen die Pyrenäen den Alpen nach; wunderbar aber ist der Gegensatz zwischen den jäh abstürzenden Fels- und Schneebergen und den lachenden Thälern mit ihren reizenden Schlössern, Dörfern und glänzenden Badeorten. Die bedeutensten Gipfel sind der Vignemale (von via mala), der höchste Punkt der französischen Pyrenäen, der Mont Perdu, und der Mont Maudit oder Maladetta. Man ersieht aus diesen Kosenamen, daß der Südländer seinem Hochgebirge keine besondere Zärtlichkeit entgegenbringt.

Pau! Die alte stolze Hauptstadt des sagenberühmten Béarn war Geburtsort und zeitweilig Residenz jenes Königs, der allsonntäglich für jeden Bauern ein Huhn im Topfe beanspruchte. Ich muß bei diesem Herrscher immer an unseren französischen Lehrer denken, der sagte, Heinrich IV. sei seines Bartes wegen Henri quatre genannt worden. Der wundervoll auf einer Terrasse gelegene Ort schlief noch seinen Sommerschlaf; die brustschwachen Herbst- und Wintergäste waren noch nicht eingetroffen, und so wurden wir in dem vornehmen zweithürmigen Hotel Gassion als seltene Vögel hochwillkommen geheißen und erhielten schöne Salons mit Balkon nach vorn zu bescheidenem Preise; der Blick von dort und der nahen Place royale auf das Gavethal und die lange Gipfelreihe der Pyrenäen ist von berückender Pracht. Das mächtige, zinnenreiche, überaus malerische Schloß bot interessante geschichtliche Erinnerungen, der nahe Park köstliche Spaziergänge.

Am anderen Tage sollte es ins Gebirge gehen. Aber der Mensch denkt, und Jupiter pluvius lenkt. Am Morgen des 19. Juli war alles in Wolken gehüllt, und es rieselte unlieblich. Also Pilgerfahrt nach Lourdes, um die zuständigen Heiligen wegen Wetterbesserung anzugehen.

Schon kurz vor der Ankunft begann, was bei Lourdes besonders merkwürdig, die Aufklärung, so daß sich die berühmte Wunderstadt gut ausnahm. Keine Feder kann den Reiz dieses allerliebsten Durcheinanders von Häusern, Kirchen und Kapellen, von Baumgruppen, Hügeln und Bergen, von Stadt, Schloß und Strom mit dem prächtigen Hintergrund der Schneeberge schildern, obwohl Zola darin Meisterhaftes geleistet hat. Vielleicht trägt der Anblick dieser wunderbaren Natur dazu bei, manchen Leidenden ähnlich wie der unglücklichen Marie de Guersaint eine Art von Besserung zu suggeriren ....

Die Grotte war mit Andächtigen gefüllt; man ließ uns jedoch ungehindert herumgehen. Oben hing eine Masse Krücken, angeblich von geheilten Lahmen dort gelassen. Die Inszenirung ist hier nicht so geschickt wie sonst; man sieht den Stöcken in ihrer Gleichmäßigkeit und Ungebrauchtheit zu sehr an, daß sie aus einer Werkstatt en gros bezogen sind. Prächtig und phantastisch ist die Grottenkirche (Basilique) mit ihrer Krypta, von bestrickender malerischer Wirkung der Blick vom Kalvarienberg und vom Schloß.

Die Stadt macht einen modernen Eindruck; fast jedes Haus ist ein Hotel oder hat Läden, wo allerhand heiliger und heilloser Krimskrams feilgeboten wird. — Nach Pau zurückgekehrt, sahen wir, daß unsere Wallfahrt erfolgreich gewesen war. Bei klarstem Himmel wurde Tags darauf das berühmte, prächtige Bad Eaux bonnes und das schlichtere, aber noch großartiger in tief eingerissener Felsenschlucht gebettete Eaux chaudes besucht. Alle diese Thermen sind schwefelhaltig, zum Baden für den Gesunden, der ein Bad ohne Schwefel vorzieht, unangenehm; man kommt heraus mit einem Parfüm wie ein Schauspieler, der mit faulen Eiern geworfen worden ist.

Ueber Pierrefitte ging's durch einen grandiosen Engpaß nach Cauterets. Hier spielt Heines Atta Troll:

später alle Welt haben wird. Von der Art war Descartes. Unseres Erachtens gehört der Verstorbene, so weit man überhaupt die Geltung dieses Unterschiedes anerkennen will, der ersten Klasse an, und eben deshalb erschien uns seine Thätigkeit in dem bedeutungsvollen Licht einer umfassenden kulturhistorischen Perspektive besonders anziehend.

„Gaea.“*)

[Nachdruck verboten.]

Otto Stössl (-Wien).

Man kann heute in allen Künsten ein neues und sehr tiefes Bestreben sehen nach den Gründen der Welt. Es war immer die Aufgabe und der Sinn aller Kunst, die Wahrheit des Lebens hinzustellen, den flüchtigen Dingen durch das Werk Dauer und den Zügen der Vorgänge Form zu geben. Die Ereignisse werden in die Ruhe der Vollendung gebracht, das Leben, das man sonst in vorüberfliegenden Bildern und unvollkommen sieht, sollte in der Kunst reifen und sich, wie ein Ding der lebenden Natur, aus allen Kräften entwickeln. Die Vorgänge der Seelen, deren Verborgenes hinter den Stirnen der Erlebenden versteckt ist, werden deutlich und ihr Gewebe gleichsam vorgesponnen. So griff man zuerst freilich nach den nächsten Erscheinungen und formte sie treulich ab, bald aber gewann man den Blick dafür, daß die Kunst es ja nicht nöthig habe, das Unvollkommene zu geben. Die höchste Wahrheit liege in der ausreifenden Vollendung der Dinge. Nicht dieses Blatt, dieses Thier sei nachzuschaffen, sondern das Höhere, die Art. Die Wahrheit sei nicht die zufällige Erscheinung, sondern das Gesetz, aus welchem alle Dinge gerade so wachsen, wie wir sie gewahren; nicht die Welt allein, sondern ihr Sinn sei vor allem zu suchen. So diete die Kunst eine höhere Ordnung des Lebens. Nach diesen Zielen einer neuen Kunst streben die Besten unter denen, die heute schaffen. Alle suchen nach einer neuen Schönheit, nicht nach den Linien der Griechen, den Farben des Quattrocento, sondern nach denen der heutigen Welt, etwa nach dem Stil unseres Jahrhunderts. In allen Künsten ist die tägliche Erscheinung durch den Naturalismus uns vertraut geworden, die neue Kunst sucht die Linien dieser heutigen Welt gehorsam aufzuzeichnen und ihre Schönheit, die nicht die marmorne Ruhe der griechischen Bildwerke, noch die kühne Kraft der Renaissance hat, sondern diese müde Anmuth eines sterbenden Jahrhunderts. Um diese Gestalten flattern die sanften Bänder wehender Stimmungen, und die Schauer der Nerven flüstern. Diese neue Schönheit liegt in den Bildern des Puvis de Chavannes, in den Versen des Baudelaire und Verlaine, in der Art des Dante Rossetti.

Nun giebt es aber Geister, welche durch die Mittel einer Kunst, das Ganze zu erfassen, verzweifeln. Die Welt wirkt auf alle Sinne, die Kunst aber vermag nur das Bild der Welt durch ihren einen Sinn, so weit auf ihn das Leben wirkt, zu geben. Jede hat nur einen Sinn des Ganzen, nicht dessen umfassende Bedeutung. Es ist freilich ein herrliches Tönen in der Welt, und die Erscheinungen haben dem Musiker einen klingenden Sinn, er vermag diesen wieder hervorzubringen, wie der Maler das Erscheinen der Dinge. Die, welche über solche Enge des Schaffens sich hinaussehnen, träumen von einem Kunstwerk, das alle Mittel vereinigte, die verschiedenen Eindrücke der Welt wiedergegeben. Dichter, welche den Pinsel und Meißel zu führen wüßten und zu singen verständen. Zu den Siegern gehören diese sehr Kühnen wohl kaum, denn sie müssen zu vielerlei Dinge in ihrer Hand halten, aber eine künftige Erziehung wird Leute fördern müssen, die alle Künste haben und, die Mannigfaltigkeit des Lebens bezwingend, es mit seinem ganzen Reichthum wiederschaffen. Dann wird man sich des Einen erinnern, der zuerst daran gearbeitet hat, Ad. v. Goldschmidt. Das ist ein Wiener, und sein Werk soll aufgeführt werden. Liebhaber der Kunst und Künstler selbst haben sich dazu vereinigt, kein glanzvoller Name fehlt — eine gewöhnliche Bühne könnte diese Kühnheit nicht unternehmen. Es ist jetzt an der Zeit, sich mit diesem Werk und mit diesem Künstler zu beschäftigen.

Wir wollen es gern noch einmal sagen, daß der Autor ein Wiener ist, und ihn aus dem Zusammenhange mit der Wiener Kunst erklären. Auch die Wiener Kunst hat immer diese zwei Züge aufgewiesen, den einen, auf das tägliche Leben bedachten, auf die Wiener Mädchen und die Burgmusik, auf die Leute, „deren Leben zwischen „Graben“ und „Ringstraße“ sich bewegt, auf die, welche weiter draußen in den Vororten wohnen, wo ein bischen Grün, ein bischen Berg zu den kleineren Häusern herschaut. Von der Vorstadt und ihren blonden, reigenhaften Geschöpfen, von den Bummlern, von dem Wiener Witz und dieser heiteren Art, das Leben zu nehmen, wußte dieser eine Zug der Kunst das Beste zu erreichen, er hatte die Satire und das Lustspiel, den Walzer und das Genrebild erobert. Freilich ist die schöne Zeit dieser Kunst schon halb vergangen, der zornig lachende Nestroy mit seinem Wienerischen Grimm, der saftlere Bauernfeld, der alte Strauß und die Miniaturen des Daffinger, die feinen, glatten Bilder des Gauermann gehören hierher. In unsere Zeit ragt Schlögl; und einige junge Wiener gehen auf dem „Graben“ und „Kohlmarkt“ herum und wollen das Gleiche. Der jüngere Strauß hat die Wiener Art zierlich und vollendet in Tänzen herausgebracht.

Der andere Zug geht vom Romantischen und Träumerischen aus, das in den Wienern ruht, in diesem sanften, oft beinahe traurigen Wiegen ihres sehnsüchtigen Tanzes, in dem wehmüthigen Gesang ihrer Heiterkeit, in ihrer Liebe für die Größe und Schönheit der Natur, deren Anmuth mit Berg und Wald in jede Straße grüßt. Schubert fühlte sich bei diesen Herrlichkeiten wohl, er hat die Romantik des Wienerthums in Töne gebracht. Schwind in seine sanften, lieben Farben, und heute gehen wieder junge Wiener auf dem „Graben“ und „Kohlmarkt“ herum und wollen das Gleiche; Maimund und Grillparzer wollten Aehnliches zu ihrer Zeit. Diese Sehnsucht liegt wie die müde Gluth eines Weines den Wienern in den Gliedern, es ist, als wären sie vom Gang der Wiener Sonne und des Wiener Lebens zu dieser müden Sehnsucht, zu diesen traurigschönen und großen Träumen gelangt. Alle sind von der Art jenes Don Juan, der in seiner höchsten Lust den steinernen Gast sieht.

Zu dieser zweiten Art der Wiener Künstler gehört Ad. v. Goldschmidt. Mit allen Wiener Künstlern theilt er das spielerische, lebhafte Vollbringen, ihnen allen war das Mühevolle, Quälende, das Ringen, Zweifeln des Schaffens fremd, man fühlt in jedem Ton des Schubert, daß er ihn mühelos gefunden, in jedem Bild des Schwind dieses Wienerische Tanzen mit der Muse. So geht auch oder springt vielmehr Adalbert v. Goldschmidt mit dem ganz gewaltigen, riesenhaften Stoff der „Gaea“ um. Er scheint mit Felsblöcken zu spielen und sie durch die Luft von Ewigkeiten zu schleudern, seine Phantasie tanzt von dem ersten Tag zum Ende der Welt und erfindet mit schlanker Behendigkeit für einen ungeheuren Plan eine ganz einfache Fabel, bald die ganze Geschichte der Menschheit in lebendige Gestalten, und die ganze Natur athmet aus jedem Stein, aus jedem Ding Wesen aus. Nichts wird an alte Götterfiguren verschwendet; aus der Natur werden neue Wesen gebildet, die von ihr gezeugt erscheinen. Dieser rasche Künstler macht sich eine neue Mythologie zurecht. Wir wollen sehen, wie dies alles, wie sein Stoff, der die ganze Welt in eine Faust preßt, Leben gewinnt. Wir haben schon einmal gesagt, daß er höher hinaus will, die Linien des Lebens, dessen Sinn und Schönheit finden. Ihm genügt aber nicht die heutige Welt, das jetzige Geschehen, er will gleich alles sagen und alles mit seiner Kunst begleiten von Anfang zu Ende, vom ersten Tag, da sich das Chaos ordnet, bis zum letzten, da es sich wieder ausbreitet.

Der erste Theil beginnt mit dem streitenden Chaos, dem nach langen Kämpfen die „Gaea“, das Weib, der Erde entsteigt. Vom Weltengeist an das Leben gewiesen, schreitet sie durch die noch wilden Einöden und Wüsten. Die Felsen hauchen düstere Gespöpfe aus, flüsternde Steingeister schweben um die ermattet Hingesunkene. Plötzlich erheben sich aber milde und feierliche Gesänge um die Ruhende, aus den Lüften senken sich lichte Geister und geleiten den Liebesgott zur Erde. Unter seinen Umarmungen wird das düstere Kleid der „Gaea“ bekränzt und hell, aus den Felsen treten Blumen, Wälder erwachsen, Ströme rauschen, und endlich ringt sich ein nackter Knabe aus den Umschlingungen des Paares, Kadmos, der Mensch. Eben als er mit seinen schönen Gliedern zur Mutter aufstrebt, taucht an der Grenze des Chaos der düstere Epimetheus auf, der Geist der Erkenntniß. Gaea preßt angstvoll den Knaben an sich. Bald voll er ihr durch diesen Dämon entrissen werden. Dieser flüsternden Zärtlichkeit und ewigen Schönheit müde, begehrt der Jüngling nach Kämpfen und Macht.

„Gefättigt bin ich von dem Schmeichelton.
Zurück! er spricht dem innern Drange Hohn,
Der mir ins volle Leben glühend weht,
In Eurem Hauch entkräftet stille steht.

Begreifen will ich nun und nun auch wollen,
Den Grund will aus dem tiefsten Kern ich holen.

Aus dieser unbeklommten Sehnsucht wird er von Epimetheus gepackt, der ihn in das Leben entführt. Vergebens locken die Rufe der Erd- und Liebesgeister, flehen die Bitten der Eltern.

Der zweite Theil gibt die Wanderung des Menschen. In einander verschlungene Geister geleiten ihn. Jeder muß eine Stimme haben: Neid, Hochmuth, der zerfetzende Witz, Haß, die Vorstellungskraft, Furcht. Alle Stimmungen einer Seele sind in Gestalt und Ton gebracht, in Farbe und Erscheinung. In der Tiefe der Erde gewahrt Kadmos und seine Genossen mit ihm ein gewaltiges Weib schlafend, ihre goldenen Haare wurzeln in dem Boden. Phantastikon, der berühmte Geist, dringt allein in die Tiefe und bringt den Stein der Wahrheit. Alle jubeln, unter blutrothen Lichtern, grausamen Tönen taucht nach ihnen der Satan empor, ihren Scheinwitz verhöhnend. Der Besitz dieses falschen Steines der Ewigkeit ist für Kadmos der Grund zu einem Gottesglauben, der von ihm errichtet werden soll. Diesen Irrthum des Kadmos sehen wir im folgenden Akt zum Verhängniß werden. Vom Herrn der Leere, Kenos, ist der Geist der ewigen Freiheit, Eleuteros, gefesselt worden. Sein Kampf — Eleuteros ringt mit Kenos — wird geschildert. Der Geist der Freiheit unterliegt, wird mit Blindheit und Wahnsinn geschlagen, endlich betäubt und hingefesselt.

Der dritte Theil zeigt Kadmos bei seinem Wundersteine. Lob und Preis seiner Geister umgeben ihn.

In Eitelkeit und Selbstverherrlichung strahlt das Bild, das er von sich errichtet. Sein Gott, aus ihm hervorgegangen, soll Wunder thun. In feierlichen, mahnenden und verkündenden Tönen und lichtumflossen kommt Kalethe, die Gestalt des ewig Schönen in der Natur, und besiegt leicht den errichteten Lügengott. Vergebens will Epimetheus den Kadmos von dieser neuen Göttin wegreißen. Kalethe aber zwingt den Menschen zu sich, mit ihr entfesselt Kadmos den Eleuteros. Das ganze All strahlt in befreiter Größe. — In weiter Ferne erhebt sich ein Berg, von lichten Tauben umflattert, der Gipfel trägt den Tempel der Vollkommenheit. Nun werden wir dahin versetzt. Die Gestalt des Ideals schläft im Stein, der Marmor erwacht. Ein langsames, wie in Stein gehauenes Motiv wird lebendig, das dunkle Haus in Licht getaucht. Hier ist die Hochzeit von Kadmos und Kalethe. Nur einen Augenblick lang gebührt dem Menschen das Ziel des höchsten Glückes, der eigenen Vollendung. Der hagere Tod berührt Kadmos. Dies ist der Sinn dieses ganzen Spieles. Der von dem niederen Glück der Sinne losgebundene Mensch jagt zur Wissenschaft, sie errichtet einen Lügenaltar, den eine höhere Weisheit seiner Göttern beraubt; die höchste Vollendung seiner selbst ist nur ein Augenblick im Leben, hinter jeder Erkenntniß und jedem Leben steht der dunkle Herr der Dinge, der Tod. — Der Schluß des Stückes hat Verwandtschaft mit dem Beginn. Das Ende der Liebesgebote der Schicksalsgeister, Orakus hat ihr Lied schon einmal gesungen, die Erde starrt wieder zu Stein nach dem Scheiden des Eros. Das Chaos wallet wieder wie zu Anfang der Welt.

So haben wir dieses mächtige Stück mit einer oft genug kraus verschlungenen Handlung durch seine Bahn geleitet. Aus der Erzählung des Inhalts allein kann man die wunderbaren Möglichkeiten der Musik ersehen. Wir konnten nur die Form bringen, die so reich gefüllt sein muß. Schon die Konturen des Werkes, dieser kühn hingeschriebene Text erweckt die höchste Begierde nach den Farben des Weltbildes, das hier versucht ist. Catulle Mendès, der zärtliche Künstler der „Parnassiens“, hat dieses Werk ins Französische übersetzt, und sein klarer Kunstverstand sagt darüber, es sei: „une oeuvre très vaste et très hautaine“. Dies ahnten Alle, die sich vereinigt haben, es aufzuführen, und wir dürfen hoffen, daß ihr Unternehmen gelingt. Das Werk hat eine Größe und Phantastik, die an die Spiele der Wolken erinnert, und es ist, als ob das Leben der Menschheit auf einer höheren und ewigen Bühne sich abspiele. Nicht mehr der Einzelne erlebt sein kleines Schicksal, sondern alle Naturkräfte schreiten über Himmel und Erde.

Wir dürfen für das Werk und für den Plan, es aufzuführen, dankbar sein.

*) „Gaea“, von Ad. v. Goldschmidt.

Der Römische Salon.

Von

[Nachdruck verboten.]

Dr. Hans Barth (-Rom).

Die Skulptur.

Den Aufschwung, der sich in der Malerei geltend macht, bemerken wir auch in der Skulptur — auch hier finden wir nicht nur eine Reihe vortrefflicher Werke jeder Art, sondern auch mehr als ein wenn nicht neues, so doch mächtig emporstrebendes Talent. Beginnen wir mit dem Porträt. Aus der üblichen Hochfluth ragen hier die Italiener Guglielmi und Tripisciano mit Damenporträts, und Carmine Genua, der „Büstenlieferant“ von Senat, Kammer und Ministerien, dem keine politische Größe seines Vaterlandes entgeht, mit dem Bildniß eines schneidigen alten Herrn hervor; zu diesem Letzteren mag sich noch etwa Luigi Bistolfis „Admiral Saufelice“ gesellen. Nicht sehr glücklich war dagegen der hochberühmte Monteverde, der besser gethan hätte, seinen „Fürsten Borghese“ zu Hause zu lassen; ein Rath, der auch auf Panders „Moleschott“ zutreffen mag. So hat doch der gute alte Senator, den wir von Angesicht zu Angesicht gekannt, nie ausgesehen; wo bleibt in diesem aufgedunsenen Gesicht die Aehnlichkeit mit dem grgroßen holländischen Gelehrten? Daß man Ercole Rosas mächtige Garibaldibüste hier aufgepflanzt, scheint uns nicht gerecht — Ercole Rosa ist schon seit Jahren nicht mehr, seine Werke gehören der Kunstgeschichte an, und ihr Platz ist nicht in einer Jahresausstellung, sondern in der Nationalgalerie. Als Künstler ersten Ranges bewies sich der — wie sich vielleicht der eine oder andere unserer Leser entsinnt — vor Monaten so schwer angegriffene Cifariello. Die Jury der Venezianischen Kunstausstellung hatte seine Fakirbüste zurückgewiesen mit der komischen Bemerkung, der Negerkopf sei einfach „Abguß nach der Natur“, das heißt nach dem Kopfe eines in Venedig verstorbenen Negers. Um diesen schimpflichen Verdacht zu entkräften, modellirte nun der Künstler schon vor Monaten ein etwa 40 Centimeter hohes Figürchen mit der Miniaturnachbildung des verdächtigten Fakirkopfes. Ein Figürchen, so herrlich, in allen Details der Haut und der Muskeln so unglaublich naturgetreu und vollkommen, daß das kleine Scheusal selbst . . . . ein Abguß nach der Natur erscheint. Natürlich haben Cifariellos Neider sich beeilt, klein beizugeben, denn mit dem italienischen Strafkodex ist nicht zu spaßen. Außer der erwähnten, unter Glas und Rahmen ausgestellten Kuriosität bringt Cifariello noch zwei Porträts, eines besser als das andere (das bemalte, geradezu

---

„Rings umrahmt von dunklen Bergen,
Die sich trotzig übergipfeln,
Und von wilden Wasserstürzen
Eingelullet wie ein Traumbild,
Liegt im Thal das elegante
Cauterets, die weißen Häuschen
Mit Balkonen, schöne Damen
Steh'n darauf . . . .

Aber am 21. Juli 1895 amüsirten sich die schönen Damen von Cauterets nicht wie 55 Jahre früher mit dem philosophischen Wären Atta Troll und seiner leichtfertigen Gemahlin Mumma. Etwas Anderes, Größeres fesselte ihren Sinn und Auge: der russische Botschafter Baron Mohrenheim hatte soeben unter dem Jubel der revanchedurstigen Leute durch einen Triumphbogen „à la Russie et son ambassadeur“ seinen Einzug gehalten, um sich in vierwöchentlicher Sommerfrische von seiner anstrengenden Thätigkeit im Interesse der franko-russischen Allianz zu erholen. Glückliches Cauterets! Ein genußreicher Rundspaziergang zeigte uns die Herrlichkeiten dieses hocheleganten Badeortes; überall öffneten sich die großartigsten Prospekte auf das Gebirge. Dann präparirten wir die nächste Tour.

Mit den Pyrenäenführern ist es eine eigene Sache. Die guides de première classe sind durchaus nicht immer Führer ersten Ranges. Die meisten sind eine Art Generalentrepreneure; nimmt man sie für eine Hochtour, so wird man veranlaßt, zuerst auf den Straßen in ihren Wagen zu fahren, dann auf den Reitwegen ihre Pferde zu reiten, wobei sie meist auch für sich ein Reittier beanspruchen, und nur, wo das unmöglich ist, bequemen sie sich zum Fußgehen und nöthigenfalls zum Seil und Eispickel. Allerdings sind Wege und Beförderungsmittel vorzüglich; auf den zahlreichen und ausgezeichneten Straßen legen die flotten Gefährte durchschnittlich 12—14 Kilometer in der Stunde zurück, und die gewandten Reitpferde gehen auf den nicht minder guten Reitwegen ebenso tadellos Schritt im bergigen Terrain, wie Trab und Galopp in der Ebene. Fast Niemand trägt dort eine Last; beinahe jede Fortbewegung erfolgt auf Gefährten oder Vierfüßlern.

Am Nachmittag brechen wir auf, unser sehr fußfaulenter guide de première classe, süßlich lächelnd und mit einer Perrücke versehen — einem seltsamen Kopfschmuck für einen Führer —, der etwas intelligentere „Träger“ und ein Pferd, der gar nicht rasende „Roland“ nebst Treiber. Durch wundervolle Felslandschaften mit Wasserfällen und üppigem Buchen- und Tannenwald mit reichem Unterholz an Buchsbaum (buis) ging's hinauf zum Pont d'Espagne, der den in tiefer Schlucht tosenden Strom überbrückt, und zum Lac de Gaube, in den die Firnfelder des Vignemale hineinschauen. Aber nur wenige Minuten genossen wir das herrliche Bild; dann hüllte dichter Nebel uns ein. Das niedliche Stubenmädchen in der „Hotellerie“ meinte, der Nebel ginge hier immer Morgens wieder weg. Da wir außerdem in der Hausmenagerie neben vielen Hunden und Katzen auch ein großes Schwein vorfanden, waren wir des morgigen Wetterglücks ganz sicher und legten uns nach einem pompösen Diner, das wir Heinrich Heines am gleichen Orte mit Forellen begann, beruhigt schlafen. Am anderen Morgen war aber der Nebel noch dicker. Die Führer meinten, da côté de Gavornie wäre das schönste Wetter. Ja, die „andere Seite“! Wenn ein Berg schroff abfällt, heißt es: „jenseits kommt man gut hinauf“: regnet's nördlich vom Gebirge Windfaden, dann trösten die Eingeborenen: „auf der Südseite scheint die Sonne!“ — Langsam und verdrießlich fliegen wir aufwärts; ein felsumschlossener Plan, die „Oulettes d'Offone“, wurde betreten. „Voilà les oulettes!“ rief der Führer triumphirend. „Maintenant, je préférerai des omelettes,“ versetzte ich. Die Nebel lichteten sich etwas, die Sonne erschien, aber dunstig, paresseux, wie der Führer sagte. Der Reitweg hörte auf, Roland wurde entlassen. Ueber ein langes, steiles Schneefeld ging's aufwärts zur Hourquette d'Offone (circa 2700 Meter). Die Nähe war jetzt ganz klar; die Ferne blieb ein Saisbild. Der Blick in den jäh abstürzenden Trichter, aus dem wir emporgekrochen waren, und aufwärts auf den unmittelbar neben uns emporstarrenden Vignemale war sehr grosartig. Beim Abstieg rollten ganz nahe bei uns ein paar ansehnliche Felstrümmer in die Tiefe. „Ces cochons espagnols!“ fluchte unser Führer, auf einige weiter oben postirte spanische Gemsjäger als Urheber deutend. Freundnachbarliche Beziehungen!

Durch prächtige Felslandschaften ging's hinab ins Vallée d'Offone. Köstlich ist in den Pyrenäen, aber ganz besonders hier, der Blumenflor. Alpenrosen, Edelweiß, Nigritellen, verschiedene Arten Enzian, Alpenveilchen, blühende Moose, vor allem die wundervolle Pyrenäenlilie, die so aussieht, als könnte sie die blaue Blume der Romantik gewesen sein. Allmälig wurde es ganz hell; das herrliche Panorama der Gruppe von Gavarnie.

Gavarnie (ca. 1400 Meter) ist eins der prächtigsten Standquartiere, die man sich denken kann. Interessante Hochgipfel, wie der Mont Perdu, laden zu Besteigungen ein, vorzügliche Führer und treffliche Unterkunftshütten erleichtern die Touren; außerdem besitzt der Ort ein brillantes Hotel mit erträglichen Preisen. Wir saßen vor dem Hause in der lauen Nacht bei einem Krug ausnahmsweise guten Bieres; da entstieg einem Wagen eine lange hagere Gestalt, die mit ihrem großkarrirten Ueberzieher an Lord Cookburn im Fra Diavolo erinnerte, wie er auf der Operntheaterbühne dargestellt wird. Das war Graf Henry Russell, der frühere britische Botschafter in Paris, der beste Kenner des Gebirges. Er ist alljährlich mehrere Wochen hier und soll etwa zehn eigene, nur für ihn und sein Gefolge bestimmte Unterkunftshütten besitzen.

Das Wetter war am anderen Morgen wieder zweifelhaft, so daß wird erst um 8 Uhr nach dem berühmten „Cirkus“ aufbrachen. Die Vorstellungen daselbst begannen mit dem auch in den Alpen mit Recht so unbeliebten Ballet der Nebel, welches sich jedoch bald in Wohlgefallen auflöste und klarstem Sonnenschein Platz machte. Der „Cirkus von Gavornie“ ist eine etwa 10 Quadratkilometer große Fläche, über welcher im Halbbogen schroffe Kalkfelswände aufsteigen. Ueber eine Wand stürzt die kolossale Cascade de Marboré hinab, nächst dem Vöringsfoß in Norwegen der höchste Wasserfall Europas. Ueber den Felsen ragen die Schneeriesen der Mont-Perdu-Gruppe empor. Das Ganze findet nirgend in den Alpen seines Gleichen. An einer Stelle oben ist der Fels geborsten, ein Riß von etwa 50 Meter Breite, 100 Meter Höhe sichtbar. Das ist die berühmte Breche de Roland. Der alte Paladin des großen Karl soll sie mit seinem Schwert Durandal durchgeschlagen haben, um sich den Rückweg aus Spanien zu ermöglichen. Die mächtige Hochgraut hat dem Helden nichts genützt; im Thal von Roncesvalles, einige Meilen vom heutigen Bayonne, erlag er den Steinwürfen der nachdrängenden Basken, nachdem er vorher vergebe-

sprechende Bildniß eines Monsignore und dasjenige Eugenio Checchis, des bekannten Kritikers des „Fanfulla“), sowie die lebensvolle Statue eines antiken Faustkämpfers, auch diese bemalt und von hoher realistischer Wirkung.

Von Deutschen und Oesterreichern begegnen wir hier nur vier Namen: Josef v. Kopf, F. Seeböck, E. Fuchs und Hermann Wegelin. Professor v. Kopf, der große Meister im Porträt, hat im Saal X eine kleine Kollektion von Berühmtheiten, denen wir zum Theil schon in des Künstlers Atelier — diesem Marmorpendant zum Panoptikum — begegnet sind. Da ist eine Büste des berühmten Genueser Malers Barabino, von frappanter Aehnlichkeit; die Büste des englischen Großindustriellen Mond mit seiner mächtigen Stirn und seinem gelockten Patriarchenbart; dann wohlgetroffene Reliefs des Professors Gerhardt, des Nestors des deutschen Künstlervereins in Rom, und Björnstjerne Björnsons, dessen entzückende Tochter — in Parenthese bemerkt — von Kopf gegenwärtig gleichfalls modellirt wird. Neben den Büsten und Reliefs hat aber auch noch eine Halbstatue — „Des Mädchens Klage“ — Platz gefunden; eine zarte weibliche Gestalt, deren Züge den inneren Schmerz ergreifend widerspiegeln. Der — vor Kurzem nach Berlin übergesiedelte — Oesterreicher F. Seeböck, dessen Schackbüste allen Besuchern der Münchener Schackgalerie gewiß in Erinnerung ist, bringt das wohlgetroffene ernste Porträt des Senators Cannizaro und ein liebliches Kinderköpfchen — noch besser aber, verzeihe es uns der Künstler — gefällt uns eine allerliebste Miniaturgruppe Seeböcks, die wir in der Folge besprechen werden. G. Freytags Schwager, E. Fuchs, erfreut uns ebenfalls mit den Porträts eines Herrn und eines Kindes — eines süßen, lockigen, erstaunten Dinges, das aus einem riesigen Stuartkragen herausschaut, wie die Libelle aus dem Blumenkelch. Von Fuchs — der übrigens als Zeichner nicht weniger begabt ist denn als Bildhauer — werden wir demnächst Weiteres berichten dürfen, wenn eine hochbedeutende Gruppe des jungen Künstlers zur Vollendung gereift sein wird. Wegelin endlich hat das photographisch ähnliche Reliefbild des in allen deutsch-römischen Salons so wohlbekannten, guten, alten Herrn Salomonsohn aus Berlin ausgestellt.

An Statuen und Gruppen herrscht diesmal quantitativ wie qualitativ kein Ueberfluß. Wie üblich, ist die „soziale Frage“ in einer Reihe durchweg grober und unkünstlerischer Arbeiten behandelt, deren Gipfel in dem betrunkenen Zuchthäusler Garginlos — der wahren „bestia umana“, wie sie ihr Schöpfer mit Recht nennt — erreicht wird. Da ist ferner eine ganze Sammlung von Adams und Evas, „vor“, „während“ und „nach“ dem Sündenfalle; Dinge, die sehr wohl auf den Geschmack reisender Lords und Yankees zugeschnitten sein mögen, aber des künstlerischen Werthes fast immer entbehren. Dafür verdient die dramatisch belebte Gruppe des ersten Menschenpaares mit dem sterbenden Abel, von dem Deutschen (oder Oesterreicher?) Ignatz Weirich, hohe Beachtung. Der Vater, in dessen kummervollem Antlitz der Schmerz erschütternd zum Ausdruck kommt, hält den schlanken Knaben in den Armen, während die Mutter sich verzweifelt über den Sohn wirft und ihn mit Küssen bedeckt; eine Leistung, die dem jungen Künstler alle Ehre macht. Eine liebenswürdige Arbeit ist endlich Friebels Fischerjunge mit der ersten gefangenen Beute.

Allerliebstes finden wir — es ist dies ja eine italienische Spezialität — auf dem Gebiete der Nippes; dabei ist es nicht einmal ein Italiener, sondern ein Wiener, der oben genannte F. Seeböck, der hier an erster Stelle unser Interesse fesselt. Da ist eine zierliche Miniatur-Bronzegruppe ganz unbezahlbar: eine schlanke, elegante Frau Venus, die den sich sträubenden und schrecklich plärrenden kleinen Amor mit der einen Hand an den Flügeln festhält, während sie ihn mit der anderen wäscht. Der kleine Bursch ist in seiner komischen Verzweiflung kostbar, das Ganze in seiner Art ein Juwel. Warum entschließt sich der Künstler nicht zur Vervielfältigung? Unsere Damen würden alle das süße Ding auf ihrem Boudoirtisch wollen! Der auch in Deutschland bekannte Barbella gefällt uns durch eine Reihe seiner niedlichen Genrefigürchen — Kirschenverkäuferin, Junge mit Gazzosa- (oder Champagner-?) Flasche u. s. w. —; und Thierstücke bringen Vincenzo Jerace und Ernesto Biondi: der erstere — der nebenbei ein bedeutender Zeichner präraфaelitischer Richtung ist — ein gar nicht wesenloses, gar nicht symbolisches, gar nicht präraфaelitisches Ferkel, das sich vergnügt, die Beine nach oben, im Kothe wälzt, ein Prachtstück von überwältigender Komik; Biondi, die Miniaturgruppe eines verendenden Graulthiers, an dessen Seite ein armes italienisches Bäuerlein bittere Thränen vergießt, eine Thier-Tragödie, die in ihrer Einfalt und Naivetät ergreift.

Bleibt das Relief: Eine zarte Madonna mit dem Christuskind in rothem Marmor von unserem greisen Gerhardt; eine dito Madonna mit endlosem Titel, eine brave Arbeit Faby-Altinis; ein Kind mit Hund, in seiner drolligen Auffassung ganz vorzüglich, von Saff (Paris); ein wirkungsvolles Kolossalrelief: „Einzug Viktor Emanuels in Rom“ mit dem Hintergrund des Kapitols und zahlreichen allegorischen Gestalten, gewaltig aufgefaßt, wenn auch in der Modellirung da und dort flüchtig, von Ruteli (Palermo). Ein großes, eigenartiges, dabei in weiteren Kreisen bisher nur wenig gekanntes Genie — wir übertreiben mit dieser Bezeichnung nicht — enthüllt sich uns in den Werken von Marcella Lancelot-Croce, eine Natur, die Michelangelos gewaltigen Wurf mit reinster Klassik verbindet. Marcella Lancelot-Croce stellt drei größere Reliefs sowie eine Reihe von Medaillons und Porträts, in Bronze gravirt, aus (Viktor Emanuel und Umberto, Königin Margherita, Crispi, Fürst Gallitzin). Ein großer, reich ornamentirter Schild — „Die Jagd“ — zeigt in seiner Mitte die von ihren Genossinnen umgebene, eine Hirschkuh an den Hörnern fassende und kraftvoll bändigende Diana; in den Seitenfeldern an der Peripherie moderne Jagdszenen. Ein anderes größeres Basrelief schildert in idyllischen Bildern das ländliche Familienleben, im Mittelpunkte Vater, Mutter und Kind in traulichem Verein unter der Laube. Wo aber die ganze tragische Gewalt der Künstlerin ungehemmt und voll zur Geltung kommt, das ist der Cyklus: „Die Frau und ihre Geschicke“ — ein Werk, das an die „Tragödie der Frau“ von Carlotta Paczka-Wagner erinnert, der von Rom nach Berlin übergesiedelten bedeutenden Zeichnerin und Malerin. Die Mittelfläche des Reliefs nehmen drei den Lebensgang des Weibes darstellende Gruppen ein, links ein sich herzendes junges Paar, dann Mutter und Kind, rechts die Gattin, die Urne umschlingend, die des Gatten Asche birgt. Links, als Seitenleiste, die schlanke Gestalt eines Tauben fütternden Mädchens, gegenüber rechts die einer parzenähnlichen Greisin. Den Rahmen der eigenartigen Komposition bilden oben Gruppen von Hirschen, Rehen, Vögeln, unten, vom Hintergrunde einer romantischen Landschaft mit Tempeln sich abhebend, wieder Szenen aus dem Leben der Frau: ein verzweifeltes Weib an der Leiche des erschlagenen Mannes; eine bäuerliche Familie auf dem Felde, die Mutter den Säugling nährend; dann eine Mutter, die sich in wildem Schmerz über eine leere Wiege wirft, während die Leichenträger in der Ferne verschwinden.

Daß die Römische Jury der — wenigstens für das große Publikum — neuentdeckten Künstlerin einen guten Platz angewiesen, und zwar an der Seite von Koryphäen, denen die neue Nachbarin höchst gefährlich wird, das ist ein Verdienst, das uns mit manchen Schattenseiten dieser Ausstellung aussöhnt.

Unsere jungen Mädchen.

(Entgegnung.)

Von **Gerta Mey** (-Friedenau).

Der unter diesem Titel kürzlich im „Zeitgeist“ veröffentlichte Artikel behandelt einen ganz überwundenen Standpunkt, denn nur noch in wenigen Offiziers- und Beamtenfamilien herrscht das alte Vorurtheil, währenddem es sonst schon allgemein gebräuchlich ist, daß jede Tochter einen Beruf ergreift. Ja, man neigt in unserer Zeit schon sehr zur Uebertreibung nach dieser Richtung hin, worunter das Familienleben und die physische und psychische Entwickelung der Mädchen außerordentlich leiden.

Giebt es doch noch heute wie zu allen Zeiten kinderreiche Familien, in denen die Konfirmation der ältesten Tochter mit Sehnsucht erwartet wird, da die Mutter ihrer Hilfe im Hause und bei den jüngeren Kindern dringend bedarf. Für sie ist die erwachsene Tochter nicht ein unangenehmer „Zwischenzustand“, sondern eine langersehnte Nothwendigkeit, deren Erwartung die Mutter allein noch aufrecht erhielt, wenn sie der rast- und ruhelosen Thätigkeit eines großen Hausstandes fast zu erliegen drohte. Wenn aber in solchem Falle die erwachsene Tochter unter allen gelehrten Dingen in der Schule Goethes einfache Worte: „Dienen lerne bei Zeiten das Weib“ am wenigsten gelernt hat und, kaum ins Elternhaus zurückgekehrt, die häuslichen Mühseligkeiten so unangenehm findet, daß sie gleich ihren Freundinnen lieber einen eigenen Beruf erwählen will, so müssen wir das wohl schon Uebertreibung nennen. Dieser Fall steht aber nicht vereinzelt da, er kommt in unseren Tagen in den verschiedensten Variationen unzählig oft vor, ebenso oft wie solche Fälle, wo ein junges Mädchen, als einzige Tochter, ihre alten Eltern verläßt, um einem selbst erwählten Berufe nachzugehen. Nur ein Beispiel möchte ich dafür anführen.

Die Eltern haben ein großes Gut, und die Mutter ist genöthigt, eine sogenannte Stütze zu nehmen, während die Erziehung der einzigen Tochter in einem Pensionat vollendet wird. Als nun aber endlich der langersehnte Tag der Heimkehr gekommen ist, da erklärt das junge Mädchen plötzlich, daß es nicht zu Hause bleiben könne, da es keine Neigung für den häuslichen Beruf verspüre, sondern den der Lehrerin ergreifen wolle. Alle Bitten und Vorstellungen seitens der Eltern halfen nichts, und so gaben sie schließlich in der stillen Hoffnung nach, daß ihre Tochter nach Beendigung der weiteren Ausbildung doch endlich heimkehren werde. Sie werden aber auch diesmal bitter enttäuscht, denn das junge Mädchen fühlt sich so wohl in der Stadt, daß es nach bestandenem Examen sogleich eine Lehrerinnenstellung annimmt, und die inzwischen gelähmte Mutter außer der Wirthschafterin auch noch eine Gesellschafterin nehmen muß, da ihre Tochter nicht für sie existirt.

So ist es in unserer Zeit schon dahin gekommen, daß viele Mädchen, denen ein gütiges Geschick einen schönen Wirkungskreis im elterlichen Hause bietet, ihren natürlichen Beruf verschmähen, weil andere Neigungen stärker in ihnen sind.

Ich muß ja allerdings zugeben, daß Fälle, wo erwachsene Töchter zu Hause wirklich gebraucht werden, verhältnißmäßig gering sind, im Vergleich zu der großen Anzahl derer, die thatsächlich darauf angewiesen sind, eine eigene Erwerbsthätigkeit zu ergreifen. Wenn dies aber nicht in der richtigen Weise geschieht, so sind nicht die Familien daran schuld, sondern der Staat und die sozialen Verhältnisse. Die Eltern ergreifen freudig jede Gelegenheit, die ihnen zur berufsmäßigen Ausbildung ihrer Töchter geboten wird, aber bis jetzt sind die Berufsarten, denen sie die jungen, soeben der Schule entwachsenen Mädchen unbekümmert zuführen können, noch immer sehr beschränkt, und die Aussichten, die sie dabei für die Zukunft haben, sehr gering.

Der Beruf der Lehrerin, sei er wissenschaftlich oder technisch, ist und bleibt bis jetzt immer noch der einzige, der sich in jeder Beziehung für ein gebildetes Mädchen eignet, und es können doch nicht alle Lehrerinnen werden. — Alle Berufsarten, die darüber gehen und ein Studium erfordern, sind in Deutschland noch immer mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Will ein Mädchen studiren, so kann sie das nicht wie ihr Bruder an der heimathlichen oder benachbarten Universität, sondern sie muß dazu ins Ausland gehen, wo sie ohne Schutz und Hilfe lediglich auf sich allein angewiesen ist. Außerdem werden die Kosten dadurch so viel größer, daß es nur für vermögende Mädchen möglich ist, und viele, die mit den besten Fähigkeiten ausgestattet sind, deshalb einen untergeordneten Beruf ergreifen müssen. Will sich ein Mädchen in der Kunst ausbilden, so ist ihr die Akademie verschlossen, und sie muß den unsicheren und bedeutend theureren Weg durch Privatateliers nehmen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Stipendien, die an vielen Hochschulen für begabte, aber mittellose Jünglinge vorhanden sind, giebt es für Mädchen nicht, sie müssen bei unzureichenden Vermögensverhältnissen, sofern sie neben der künstlerischen Begabung nicht auch das Talent, „zu hungern“, besitzen, von ihrer Ausbildung absehen und als Stütze der Hausfrau oder Kinderfräulein verkümmern. Auf diesem Punkte angelangt, muß ich noch kurz die Schwierigkeiten erwähnen, die mittellosen Mädchen in anderen Berufsarten, abwärts von der Lehrerin, bevorstehen.

In pekuniärer Beziehung ist hier wohl der kaufmännische Beruf der beste, und es sind ja auch durch Einrichtungen von Handelsschulen 2c. ausreichende Vorkehrungen getroffen worden, um eine geeignete Ausbildung zu ermöglichen. Da aber das Gros der Mädchen, die diese Karriere ergreifen, den niederen Ständen angehört, und auch bei der praktischen Ausübung Verhältnisse und Zustände obwalten, die für ein gebildetes Mädchen verhängnißvoll oder doch mindestens peinlich sind, so ist es wohl nur natürlich, daß sich viele Eltern noch immer nicht dazu entschließen können, ihre Töchter diesem Berufe zuzuführen. Ist doch selbst der Prinzipal eines Geschäftes nicht immer ein gebildeter Mensch, und wenn auch dies der Fall wäre, so wird das junge Mädchen doch in den allermeisten Fällen genöthigt sein, mit und neben ungebildeten Commis und Ladenmädchen zu arbeiten.

Wenn ein gebildetes Mädchen nun aber doch alle diese Unannehmlichkeiten siegreich überwindet und eine kaufmännische, an und für sich ja durchaus nicht entwürdigende Stellung bekleidet, so erhält sie bei derselben Arbeitsleistung im besten Falle zwei Drittel, oft nur die Hälfte von dem Gehalt, das ein männlicher Kollege bekommt. Fragt man aber nach der Ursache dieser Ungerechtigkeit, so heißt es, ein Mann müsse doch leben, er habe eine Familie zu ernähren 2c., wenn auch manch Einer für keine Seele in der Welt zu sorgen hat. Als ob bei einem Mädchen nicht ganz dieselben Bedingungen vorhanden wären, denn wenn es einen solchen Beruf ergreift, muß man auch bestimmt annehmen, daß es ganz ebenso darauf angewiesen ist wie ein Mann. Da herrscht aber immer noch die alte Annahme, daß die Familie nöthigenfalls für ein Mädchen sorgen werde, währenddem die Verhältnisse auch bei ihm oft das Gegentheil erfordern, indem es häufig für eine alte Mutter oder jüngere Geschwister arbeiten muß.

Noch viel schlimmer geht es aber hinsichtlich der Besoldung allen Mädchen, die einen häuslichen Beruf ergreifen und ihr Brod als Wirthschafterinnen oder Kindergärtnerinnen erwerben. Sie müssen sich zu solchem Beruf ebenso gründlich ausbilden wie zu jedem anderen, denn die Anforderungen, die in derartigen Stellungen an sie gestellt werden, sind groß. Sie sollen nicht nur eine gute Schulbildung besitzen, Französisch und Englisch beherrschen und musikalisch sein, sie sollen auch kochen, plätten, schneidern und alle sonstigen häuslichen Arbeiten verstehen und in vielen Häusern auch selbst verrichten. Letzteres ist nun eigentlich nicht mehr für den oft nur zarten Körper gebildeter Mädchen geeignet, aber es entwürdigt sie nicht, nur die Besoldung solcher Stellungen ist entwürdigend im höchsten Grade. Sehen wir doch oft genug in den Zeitungen, daß sogar gebildete Mädchen gegen freie Station gesucht werden, ohne die geringste Entschädigung für ihre meist aufreibende Thätigkeit und zur Ergänzung ihrer Garderobe, die sie bei der Arbeit abnutzen. Wird aber Gehalt geboten, so sind es meistens zwei- bis dreihundert Mark jährlich — ist das eine Besoldung für ein gebildetes Mädchen? Wie anders werden dagegen Männer honorirt, und sei es auch nur ein Verwalter oder ein junger Hauslehrer!

Dieser Unterschied tritt auch bei den sogenannten Nachmittagsstellungen sehr deutlich zu Tage, und man braucht nur einige Male die Inserate einer verbreiteten Tageszeitung zu verfolgen, um sich davon zu überzeugen. Da werden jungen Mädchen für vier bis sechs Nachmittagsstunden zur Beaufsichtigung der Schularbeiten und Nachhilfe darin 15 Mark monatlich geboten, während man einem jungen Studenten für täglich ein bis zwei Stunden 30 bis 50 Mark für den Monat offerirt!

Wenn Frauenarbeit so viel geringer geschätzt wird als Männerarbeit, so darf es uns nicht wundern, daß das Fortkommen der Mädchen noch immer ein schweres, ihr Loos noch oft ein trauriges ist. So lange die Wege den jungen Mädchen nicht besser geebnet werden, und die herausgeforderte Konkurrenz mit den Männern nicht wenigstens voll und ganz anerkannt und in gleicher Weise geschätzt wird, kann es nicht besser werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. jur. Ernst Grüttefien in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

---

lich mit seinem Horn Oliphant den kaiserlichen Onkel um Hilfe antelephonirt hatte.

Dann in schnellem Einspänner durch prächtige Thallandschaften mit grandiosen Rückblicken auf die Berge von Gavarnie, nach dem überaus pittoresk gelegenen Städtchen Luz, einer wahren Schatzkammer für die Mappe des Malers. Der Ort hat eine uralte, ungemein interessante romanische Kirche, die von einer aus späterer Zeit herrührenden Mauer mit Schießscharten umgeben ist. Wir machten einen Spaziergang nach dem nahen wundervoll an waldigem Bergabhang aufgebauten Frauenbade Saint-Sauveur. Eine imposante Brücke (pont Napoléon, jetzt offiziell pont St. Sauveur) überspannt dort in einem kühnen Bogen den etwa 200 Fuß tiefer rauschenden Strom. Ein kolossaler Baske, in phantastischem Kostüm, mit rothgeränderter gestickter Jacke, lilafarbenem Gurt, blauschwarzen Sammethosen, grünen Gamaschen und weißen Strümpfen hausirte dort mit allerhand Niedlichkeiten; nach längerer Verhandlung gelang es ihm, einen ziemlich grob gemalten Fächer mit Stierkampfdarstellungen für 3 Francs an uns loszuwerden. Als wir uns nach gemachtem Geschäft trollten, neigte er mit unnachahmlicher Grandezza sein blondbärtiges Haupt und sagte: „Addios, caballeros!“ Wie stolz das klang! Im Innern mag er auf baskisch etwas hinzugefügt haben, was ins Neuhochdeutsche übersetzt ungefähr lautete: „Die Kerls habe ich ordentlich eingeseift!“

Am 24. fuhren wir nach Barèges, dem etwas düsteren, höchstgelegenen Badeorte der Pyrenäen, in dessen Umgebung die berühmten Gazestoffe fabrizirt werden. Dann zu Fuß hinauf zu der Hourque de 5 ours, wo wir keine Bärenspuren, dafür aber eine nette, reizend über einem blaugrünen See gelegene „Hotellerie“ vorfanden. Das Personal bestand aus einem dicken urfidelen Wirth nebst Frau und einem jugendlichen Faktotum, Kellner, Hausknecht und später unser Begleiter auf den Pic du midi. Den Hauptgesprächsgegenstand dieses Jünglings bildeten die prachtvollen brébis und moutons, welche in der Umgebung weideten; wovon wir auch reden wollten, immer wieder kam er auf besagte Hammel zurück, mit denen er eine gewisse Geistesverwandtschaft zu fühlen schien.

Die Hütte war schwach besucht; Anfangs nur noch ein paar junge Franzosen. Sie fragten nach unserer Herkunft und schwiegen, nachdem wir uns als Deutsche entpuppt hatten, zuerst betreten still. Aber wie wenn sie meinten, diese Unhöflichkeit gut machen zu müssen, riefen sie uns unmittelbar nach unserem Weggang mehrmals bon voyage! nach und jodelten uns später munter zu.

Das Ziel unserer Wanderung, der Pic du midi de Bigorre, erhebt sich etwa 2900 Meter überm Meer. Die Besteigung ist keine alpinistische Heldenthat; ein breiter trefflicher Reitweg führt bis zu dem dicht unter dem Gipfel belegenen Observatorium. Dort haust während des Sommers ein Direktor mit seiner jungen Frau; seine sechs Kinder sind drunten in Bagnères. Die Verwaltung des Instituts scheint stellenweise nach dem Prinzip des Mikado organisirt zu sein; so ist der Chef de cuisine nebenbei Chef der dortigen Telegraphenstation und verwaltet letzteres Amt in der kleidsamen Uniform seiner Hauptfunktion. Die geographischen Kenntnisse dieses Grandseigneurs reichten nicht bis nach Munich, so daß ein von mir dorthin aufgegebenes Telegramm drei Tage in der Welt herumirrte.

Das Panorama von diesem isolirten Berggipfel auf die Ebene und die ganze Kette der Pyrenäen, eines der schönsten Frankreichs, war um so reizvoller, als sich in diesem schneereichen Sommer selbst die niedrigeren Berge im weißen Festgewand zeigten. Von wunderbarster südlicher Herrlichkeit war der Sonnenuntergang. Zarte, orangefarbige Wölkchen umspielten die eisumstarrten Berge von Gavarnie, während die Höhen gen Westen in feinstem Rosenlicht erglänzten, und im Osten der blauschwarze Schatten des Pic selbst immer gigantischer über die Landschaft hinwuchs. Als der Sonnenball purpurfarbig hinabgetaucht war, erschienen die Firnwiesen der Hauptkette noch näher und greifbarer. Dann stieg über dem Gebirge die Mondsichel empor, während über der Ebene eine Lichtschicht in allen Farben vom zartesten Goldton bis zum dunkelsatten Violet den Abschied des Tagesgestirns verkündete. Zauberisch war dann die Nacht, so fabelhaft hell, daß man Großgedrucktes lesen konnte. Man meinte, die Sternlein der Milchstraße zählen zu können; die anderen Sterne blinkten wie kleine Scheiben und schauten aus, als wollten sie aus dem Firmament hinaushüpfen.

Am 25. hinab, in Begleitung zweier Esel, eines vierbeinigen, der unser Gepäck trug, und eines zweibeinigen, vulgo Hausknechts, der sich mit seinem Gefährten in der Eselssprache unterhielt. In dem reizenden Oertchen Grivp wurde das Eselthier vor einen Karren gespannt, — qu'on appelle ici pompeusement un „break“, sagte später eine Wirthin, — und trabte lustig gen Bagnères de Bigorre, dem am meisten städtischen der Pyrenäenbäder, das aber an Lage hinter Canterets und Luchon zurücksteht. Wir machten Einkäufe in dem graziösen dort gewonnenen bunten Marmor und durchfuhren am anderen Morgen mit trefflichem Wagen, aber thörichtem Kutscher das berühmte Kampanerthal, wo Jean Pauls „Unsterblichkeit der Seele“ spielt. Wenn der große Schriftsteller meint, es gäbe kein Thal, in dem er lieber aufwachen, sterben oder lieben möchte, so kann ich darüber nichts sagen, da ich dort weder geliebt habe, noch aufgewacht oder gestorben bin; jedenfalls ist das Kampanerthal Jean Pauls eines der langweiligsten, das der Wirklichkeit aber eins der herrlichsten Thäler, die es giebt. Durch prachtvollen Wald erreichten wir den Col d'Aspin, wo sich eine wunderschöne Aussicht auf das überaus üppige Aure-Thal entfaltete, hinter welchem die prächtigen Schneeriesen der Maladetta-Gruppe aufstiegen. Schnell im Zickzack hinab nach Arreau, dem Hauptort dieser paradiesischen Landschaft, wo wir ein ebenso köstliches wie kostspieliges Frühstück einnahmen. Auf der Rechnung prangte unter anderem der Vermerk: „Déjeuner du cocher 2 Fr. 50.“ Auch bei uns giebt es thörichte Kutscher, aber sie dejeuniren nicht für 2 Mark. — Am Abend kamen wir in Bagnères de Luchon an. Dies ist das schönste und besuchteste aller Pyrenäenbäder, in einem entzückenden Waldthal mit Blick auf die Monts Mandits gelegen. Wir verweilten dort mehrere Tage und machten prächtige Ausflüge. Das Badeleben ist reizvoll und amüsant; neben allem möglichen anderen Sport blüht hier vor allem die Radlerei. Besonders das weibliche Geschlecht sieht man auf Velocipegasussen von allen Formaten sich herumbewegen; für den letzten Tag unseres Aufenthalts war sogar ein Damen-Velocipedwettrennen geplant; glücklicherweise vereitelte ein weises Gewitter diese fin de siècle-Veranstaltung. Der Rückweg ging über Toulouse, wo uns neben der altberühmten Kathedrale Saint-Sernin auch die ausgezeichneten Entenleberpasteten des Herrn Tivolier fesselten. Ein Tag zum Schluß in Paris reichte aus, uns zu überzeugen, daß dies doch die Stadt aller Städte, und die Aussicht vom Eiffelthurm in ihrer Art kaum minder interessant ist als die vom Pic du midi de Bigorre.